

Gespensterhafte Fahrt

Autor(en): **Hochheimer, Albert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **59 (1955-1956)**

Heft 8

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666848>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von irgendwelchen anderen Wagen, die etwa noch im Rennen gelegen hätten, war in der Tat weit und breit weder etwas zu sehen noch zu hören.

Zwei Tage aber, nachdem man Moutivers verlassen hatte, stürzte Lebrun in das Wiener Hotelzimmer, in welchem Vitry, Charlot und Marion der Dinge harreten, die da kommen sollten. «Alles ist verloren!» rief er. Marion stiess einen Schrei aus. «Warum?» stammelte Charlot. «Oh, Brunot und Campagnole, diese Elenden!» rief Lebrun. «Zuerst hämmerten sie so laut während der ganzen Fahrt, dass das Bahnpersonal Verdacht schöpfte, die Gräfin könne wieder zu sich gekommen sein. Immerhin beförderte man aus Angst vor einem Gespenst den Wagen weiter. Aber hier auf dem Güterbahnhof entschlossen sich einige beherzte Beamte, den Wagen zu öffnen. Was glaubt ihr, was man gefunden hat? Schmuggler haben unsere Leute veranlasst, Seidenballen und Spitzen mitzunehmen. Nun ist alles konfiziert worden. Und Campagnole hat das Automobil derart in seine Bestandteile zerlegt, dass er nun nicht mehr imstande ist, es wieder zusammenzusetzen! Unsere Leute sind verhaftet und unser Wagen ist ein Trümmerhaufen!»

Ein vollkommenes Schweigen folgte dieser Enthüllung. «So müssen wir», stammelte Vitry schliesslich, «eben bekanntgeben, dass der Wagen uns gehört.»

«Um mitverhaftet zu werden!» rief Lebrun.

«Dann», sagte Charlot, «müssen wir den Wagen einfach stehlen.»

*

Andern Morgens hatte sich eine enorme Menschenmenge vor der Hofburg versammelt, um Lebrun die Ziellinie passieren zu sehen. Ein Empfangskomitee war erschienen, Fahnen wehten im Winde und Militärmusiken standen bereit, den Sieger mit triumphalen Märschen zu begrüssen.

Auf einmal aber sah man eine seltsame Prozession, drei Männer und ein Mädchen, sich nähern. Die Männer trugen gewaltige Mengen von Blech, Maschinenbestandteilen und Wagenrädern auf ihren Schultern. Das Mädchen schleppte sich mit zwei Scheinwerfern und einer Hupe.

Alle Welt war höchst erstaunt. «Weg da!» riefen die Polizisten. «Platz, Platz!» Und sie versuchten, die Beladenen zur Seite zu drängen.

«Lassen Sie uns!» keuchten die Beladenen.

«Hier soll doch das Automobil kommen!» riefen die Polizisten.

«Aber wir sind ja das Automobil!» riefen die Beladenen, und mit diesen Worten rannten Lebrun, Charlot, Vitry und Marion — denn keine anderen als diese waren's — durch die Ziellinie. Dann liessen sie die Berge von Mechanismen, mit denen sie sich geschleppt hatten, fallen. «Hier sind wir!» riefen sie. «Es ist gleichgültig, auf welche Art wir angekommen sind. Nicht das Automobil hat uns getragen, sondern wir haben das Automobil getragen. Aber hier sind wir, immerhin. Und wir haben gesiegt!»

Da brach die Menge in begeisterten Jubel aus, die Musikkapellen spielten, und Marion und Charlot sanken einander in die Arme.

Albert Hochheimer

G E S P E N S T E R H A F T E

F A H R T

«Die Strasse von Meknes nach El Hajeb» erzählte Dutertre, «führt durch eine Ebene und steigt kurz nach dem Dorf steil zu den ersten Ausläufern des Atlas empor. Sie befindet sich in gutem Zustand wie alle Autostrassen in Marokko und macht selbst einem Anfänger nicht die geringsten Schwierigkeiten, auf ihr dahinzurollen, gleich einer Spazierfahrt von Paris nach St-Cloud.

Und doch erlebte ich auf diesen dreissig Kilometern, einer Harmlosigkeit wegen, die furchtbarsten Augenblicke meines Lebens. Ja, noch heute verfolgt es mich zuweilen in meinen Träumen, und erst neulich fuhr ich schweisstriefend und an allen Gliedern zitternd aus dem Schlaf auf.

In jener Nacht verliess ich nach Einbruch der Dunkelheit bei wundervollem Wetter die Stadt. Es war dunkel, doch ich sah gleichwohl Bäume, zerstreute Gehöfte, endlose Felder und die dunklen Umrisse des Gebirges in der Ferne... Sterne, die den Himmel dicht übersäten, erleuchteten die Ebene. Ich kann mich nicht erinnern, zu anderer Zeit so viele Sterne gesehen zu haben. Die Luft

war warm und ruhig. Fern glühten zerstreut die Lichter von El Hajeb, als hielte eine unsichtbare Hand sie schwebend über die Strasse.

Ich gebe zu, dass ich ein wenig getrunken hatte — nicht übermässig — eben so viel, um meinen Geist aufzulockern, ihn beschwingter und für äussere Eindrücke empfänglicher zu machen.

Nachdem ich am Flughafen vorüber war, beschleunigte ich das Tempo und mein Ohr begann sich bereits an das gleichmässige Singen des Motors zu gewöhnen, die Blicke glitten mechanisch an den schmalen Lichtkegeln entlang, welche die Scheinwerfer aus der Dunkelheit schnitten, da erblickte ich von weitem, breit über den Weg gelagert, die Silhouette eines Gegenstandes, der einem Haufen Schottersteine glich, und verlangsamte die Fahrt. Bevor ich aber nahe genug heran war, um die Natur dieses Hindernisses genauer zu unterscheiden, bewegte es sich mit einer solchen Langsamkeit, dass man, wäre nicht das allmählich deutliche Hervortreten seiner Konturen gewesen, hätte denken können, es bliebe unbeweglich an der gleichen Stelle. Es kam mir vor . . . »

Hier unterbrach Perrier: «Entschuldige, was hattest du getrunken? — Wieviel, meine ich?»

«Drei Apéritifs.»

«Pernod?»

Dutertre nickte: «Natürlich Pernod, was sonst?» und fuhr fort: «Dieses sonderbare Gebilde kam mir jetzt vor wie eine Spuckgestalt mit überlangen Gliedmassen, durchsichtig und völlig anders als ein normales Lebewesen und erst, als ich mich ihm langsam näherte und das Licht der Scheinwerfer seine Umrisse und eine fahle Hautfarbe aus der Nacht hervortreten liessen, glaubte ich, ein Pferd vor mir zu haben, doch ehe ich meiner Sache ganz sicher war, huschte es aus meinem Blickfeld und der Platz, auf dem es gestanden hatte, war leer.

Ich lauschte, doch in meinen Ohren war nur das Rauschen des Windes, das Geflüster der Sträucher und das gleichmässige Arbeiten des Motors. Plötzlich schwang sich, das Dunkel durchschneidend, eine Sternschnuppe über den Himmel. Ja, so deutlich hat sich diese Nacht in meinem Gedächtnis eingegraben, dass ich mich selbst solcher Nebensächlichkeiten erinnere.

Als der erste Schrecken verebte war und nichts sich mehr regte, fuhr ich vorsichtig an; da spürte ich mit einem Mal etwas neben mir, das atmete, ein warmer Luftstrom zog an meinem Gesicht vorüber und ich vernahm ein seltsames Reiben am

Wagen und den dumpfen, gleichmässigen Schlag einer grossen Trommel oder von etwas, was ich dafür hielt . . . »

«Und bei Tisch?» fragte Perrier. «Was habt Ihr bei Tisch getrunken?»

Dutertre starrte gedankenverloren zur Decke: «Zwei Flaschen Beaujolais, glaube ich, oder drei.»

Eine nachdenkliche Pause entstand. Dann begann Dutertre wieder:

«Ich wagte es nicht, auf den Gashebel zu drücken. Der eisige Schrecken, der mir in den Gliedern sass, machte mich unsicher, ich kroch gewissermassen in mich zusammen, hockte gebückt über dem Steuerrad und rollte langsam, nicht schneller als ein Fussgänger marschiert, dahin. Wenn ich aber in Augenblicken, da mich das Angstgefühl verliess, rascher fuhr, mit der Absicht, mich davonzumachen, beschleunigte sich auch der dumpfe Trommelschlag, der warme Atem zog heftiger ruckweise an meinen Wangen vorüber und zuweilen traf mein Ohr ein donnerndes Getöse, das Ähnlichkeit mit dem Schnauben eines Elefanten hatte, aber stärker war und mir fast das Gehör zerriss.

Es war schrecklich. Ich fühlte, wie mir der Angtschweiss aus den Poren brach, der Blick sich trübte, die Bäume ihre Gipfel zu mir herabbeugten, und war ganz machtlos dagegen. Die Panik hielt mich wie zwischen Eisenklammern fest. Den Kopf zu drehen wagte ich nicht, denn . . . »

Perrier räuspert sich und sagte: «Du hast noch etwas vergessen.»

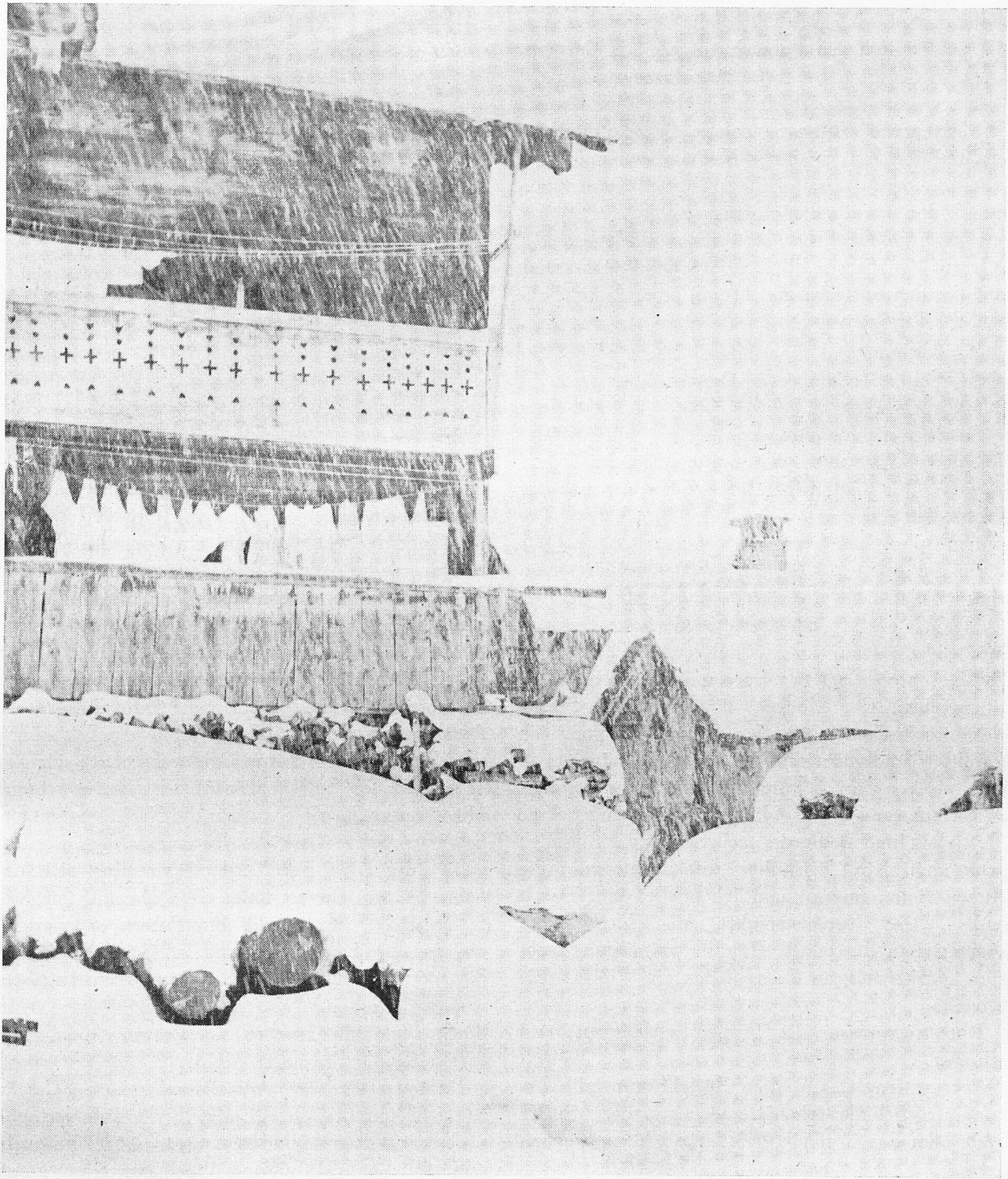
«Vergessen? — Was sollte ich denn vergessen haben?»

«Was Ihr zum Kaffee getrunken habt. Und später.»

«Ach so.» Dutertre schlug ein Bein übers andere, wippte mit den Fusspitzen und bemerkte leichthin: «Zwei Cognacs-Vieux. Ich glaube, es war Napoleon . . . »

«Zwei Gläschen?»

«Es standen, als der Kaffee abgetragen wurde, zwei leere Flaschen auf dem Tisch.» Dutertre runzelte ungeduldig die Brauen. «Ich muss dich bitten, nicht immer zu unterbrechen» und nahm seinen Bericht wieder auf. «Vielleicht wäre es das Einfachste gewesen, mich umzudrehen, mit der Faust dreinzuschlagen oder die Waffe zu ziehen. Sobald ich aber die geringsten Anstalten dazu traf, den Kopf ein wenig drehte, nach der Tasche tastete, spürte ich eine schwere Hand sich auf meine Schulter legen und etwas Weiches, Wider-



Schneegstüber

Photo Ernst Brunner

liches schob sich nahe an mein Gesicht, so dass ich schliesslich den Versuch aufgab, das Gespenst oder was es immer sein mochte, loszuwerden.

Du weisst, dass ich kein Feigling bin. Es gibt Proben genug, die eine solche Behauptung entkräften könnten; in jener Nacht aber, in der ich allein einem unheimlichen Gegner gegenüberstand, der sich über mich lustig zu machen schien, um mich später um so sicherer zu verderben, der mir auf den Fersen blieb, mich verfolgte, was ich auch immer anstellen mochte, in jener Nacht habe ich das Fürchten gelernt.»

Wieder entstand eine Pause. Dann erkundigte sich Perrier: «Nach dem Cognac aber seid Ihr aufgebrochen?»

Dutertre machte eine wegwerfende Geste mit der Rechten: «Erst nach der zweiten Flasche Champagner. Wir hatten nämlich vergessen, auf das Wohl Sauvages zu trinken, der an diesem Tag seinen Geburtstag feierte.»

Perrier nickte: «Ach so. — Das erklärt manches.»

«Ja, das erklärt manches», wiederholte Dutertre seufzend und fuhr fort: «Nachdem ich eine Ewigkeit gefahren war, begann die Nacht allmählich zu weichen. Der Morgen dämmerte. Die Sterne waren erloschen und der Himmel zeigte sich graublau und mürrisch. In der Luft spürte man den frischen Hauch vom Gebirge her und meine Angst schwand — es blieb nur eine angenehme Mattigkeit und Begierde nach Schlaf. Schliesslich sank mein Kopf vornüber aufs Steuerrad, die Augen fielen mir zu und ich schlief ein. Damit endete diese Gespensterfahrt. Als ich erwachte, zogen schon die ersten Händler mit ihren Eseln zum Markt und im Lager blies ein Clairon die Reveil.»

Dutertre presste die Lippen zusammen und schwieg.

Perrier fragte, von dem Bericht nur halb befriedigt: «Schade, ich hätte gern gewusst, wie der Spuk oder das Gespenst bei Tageslicht ausgesehen hat.»

«Wie meine Schimmelstute Juno», versetzte Dutertre. «Sie hatte sich losgerissen, um einen nächtlichen Spaziergang zu machen. Nicht zum erstenmal übrigens. Und als ich vor ihr hielt und sie mich erkannte, war sie mir wie ein Hund gefolgt. Ich reite sie ja auch schon zehn Jahre und sie ist an mich gewöhnt. — Ein kluges Tier.»

«In der Tat», lächelte Perrier malitiös, «klüger als sein betrunkenen Herr am Steuer.»

*Aus dem Werk «Marcos de Abregon» von Vincente Espinel
(1550)*

Deutsch von Otto Fender

D E R S T A R I M K R I M I N A L D I E N S T

*Dem spanischen Text des 16. Jahrhunderts
nacherzählt*

Dem Edlen von Obregón widerfuhr das Unglück, auf einer spanischen Insel von Seeräubern ergriffen und nach Algier verschleppt zu werden, wo ihn der Piratenkapitän, ein dort angesehener Bürger, als Sklaven in sein Haus nahm und, da er ein verständiges Benehmen zeigte, auch gut behandeln liess.

Eines Tages war in der Stadt ein unerhörter Diebstahl ans Licht gekommen, welcher in seiner Schwere und Ausserordentlichkeit alle Gemüter in Aufregung versetzte und vor allem den Vizekönig schädigte, da es sich um Gelder handelte, die als Tribut an den Sultan abzuführen gewesen wären. Mit grösster Sorgfalt wurden die Nachforschungen betrieben, ohne dass der Täter ermittelt worden wäre oder auch nur Verdachtsmomente sich ergeben hätten. Bereits hatte auch Hassan, der Minister und Vertraute des Statthalters, allen denjenigen eine hohe Belohnung in Aussicht gestellt, die zur Ergreifung des Diebs die nötigen Angaben machen könnten; falls sie Sklaven wären, war ihnen sogar Freilassung zugesichert. Aber auch dieser Ansporn blieb erfolglos.

Da liess der Seeräuber einmal seinen Sklaven zu sich kommen, lenkte die Rede auf den geraubten Goldschatz und ermunterte Obregón, auch seinerseits auf Mittel und Wege zur Klarlegung der Angelegenheit zu sinnen, indem er sich auf seine öfter erprobte Klugheit berief. — «Du musst nämlich wissen», meinte er geheimnisvoll, «dass der Schuldige schon entdeckt ist. Nun besteht aber die Schwierigkeit seiner Ueberführung darin, dass jede Meldung zuerst in die Hände des Diebes selber kommt, nämlich Hassans, des Ministers, auf den der Vizekönig so grosse Stücke hält. Dazu kommt, dass das Volk vor ihm weit mehr zittert